

(Nachdruck verboten.)

11]

## Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Rejer erhob sich in der Koje, sein erster, rascher, mißtrauischer Blick galt den Schuhen, ob dieselben vielleicht wieder wie gestern nachts von irgendwem an den Boden genagelt worden seien . . .

Die Leute von der Tagwacht saßen schon auf den Kisten, damit beschäftigt, die Kleider umzuwerfen; andre stürmten schon voll aufgetakelt in Thrankleidern und hohen Stiefeln die Treppen hinan. Ein Streifen von Morgenlicht schimmerte durch das Roof herab, der Regen schlug an das Scheelicht, und das Fahrzeug krängte stark.

„Nehmt den Koch auf die Bramraae mit . . . tummelt Euch!“ donnerte der Bootsmann herab. Rejer fuhr blühschnell in die Schuhe.

Oben auf dem Deck gab es die Fülle Arbeit und Befehle, Gebrüll um Gebrüll durch den Ruder. Die bad liegenden Segel hielten unter dem Regenschirm mit schwerem, gewaltigen Schlägen und Klatschen an die Masten an und im Tauwerk piff und heulte und zischte und wimmerte es.

„Alar an den Bramfallshoten und den Seitauen!“

Rejer begann sogleich die Bebeleinigen hinauf zu entern. Ungeachtet daß er schon früher auf dem „Mars“ gewesen, so ging es ihm durchaus nicht leicht, sich auf diesen weichen Strickleitern zurecht zu finden. Langsam und vorsichtig weiter, halb auf dem Bauch, mit den Klauen ausgreifend und den Körper nachschiebend wie ein Hummer. Als er dann sah, daß die Leichtmatrosen an ihm vorbeifuhren, machte er einen vergeblichen Versuch, mit seinen langen Armen und Beinen zwei Bebeleinigen auf einmal zu nehmen. Bei den Büttingstwanen unter dem Marstorb, wo die Leiter in die Luft hinausgeht, blieb er bedächtig stehen, entdeckte aber sogleich die innere Oeffnung, welche in den Mars führt und benützte stracks diesen Durchgang. Oben beim Sahlingshorn hielt er wieder einen Moment und schaute nach einem neuen rettenden Loch aus und begann dann von neuem nach Schildkrötenart mit einem Satz nach dem andern, bald mit den Händen, bald mit den Füßen, die Wante hinaanzuklettern.

Bald stand er auf der Berturlien der Großbramraae; der Wind piff in seinen Segeltuchhosen und der Mast schlingerte hoch hinaus über die dunkelgraue und grünliche See, so daß man ganz schwindelig und dümm werden konnte. Er war ganz verwirrt. Er hörte Kommandoworte von unten, wurde nur noch schwindeliger . . . Das wiederholte: „Halimen — a — hoi!“ erklang wie Töne aus einer andern Welt um die Wette mit dem Getöse und Geheul in der Takelung . . .

„Was hast Du denn, Koch?“ fragte der Jungmann vor ihm auf der Nocke.

„Nichts!“ antwortete Rejer kurz; er schaute gerade wieder in die See, über welche sie beide baumelten.

Und daß etwas ihm fehlte, bemerkte sein Nachbar an der Innenseite, der Schwede; denn er brüllte wie rasend:

„Nicht ludwärts! nicht ludwärts, Du, langer Tölpel . . . nicht lud, nicht lud . . . Hörst Du? Das Segel spollieren!“

Aber Rejer zeigte keine Neigung, sich in Unkosten zu stürzen und Lud und See zu unterscheiden, überhaupt für eines der beiden Partei zu ergreifen . . . Hier galt es allein und ausschließlich — er fühlte es — über der Raae hängen zu bleiben und sein Leben zu bergen, was auch sonst geschehen mochte!

Bald darauf ging aber die Schwindelneigung vorbei und er konnte wieder anpöden.

„Da!“ sagte der Schwede und reichte ihm eine runde Feldflasche, „Du bist ja so weiß wie ein Erfrorener!“

Rejer nahm einen Schluck und fühlte sich wunderbar geholfen . . .

„Wenn die Bramstange nur nicht springt, während wir hier sitzen!“ fuhr der Schwede fort; in der Wirklichkeit stand dieselbe so gerade wie ein Violinbogen.

„Sie hat keinen Knorren im Holz!“ meinte Rejer und nahm die Segel in großen Griffen ein.

„Kreuzelement, wach ein Där!“ sagte der Göttheborger, „das sind nicht Hände, sondern Tagen!“

Die Bramsegel waren eingezogen, das Großsegel und das Alüver festgemacht und die Marssegel einmal gerefft . . .

Und nun sollte Rejer für die Tagwacht Kaffee bereiten! Er machte die Kombüse sauber, spülte den großen Kupferkessel aus und schob ihn aufs Feuerloch. All das geschah mit einer Art von verbittertem Eifer. Einige von den Leuten kamen herein, ihre Pfeifen anzuzünden, andre Wachthabende, welche auf dem Deck herumkletterten, mahnten in einemsfort voll Ungeduld um den Kaffee. Sie zerstreuten sich in schlechtem Wetter damit, den Koch zu schelten; dieser aber wendete ihnen nur den Rücken, machte einen Kagenbuckel und legte Kohlen nach oder blies ins Zugloch.

In Rejer gürte heftiger Aufruhr und in ihm räsonnierte es unaufhörlich!

Es war ein großes Glück, daß er heil herabgekommen . . . wirklich ein großes Glück . . . ein wahres Schweineglück! Er lächelte bitterböse: ja — a, sie sollten ihn nur gesehen haben, die daheim — den jungen Juhl — so gehunzt zu sehen . . . den Odelsmann von Hammernäs, wie er oben lag auf der Raae und — es fehlte ein Haar und er wäre hinabgeplumpft . . .

Voll Born nahm er den sprühenden Kaffeekessel vom offenen Loche weg und stellte ihn schräg hin, damit der Trank sich kläre; aber er hatte vergessen, erst ein Tuch um den Henkel zu legen und fuhr nun knispfend mit den verbrannten Fingern durch die Luft.

„Nun, Koch!“ — ein krauser Kopf mit einer Hundsfellmütze schob sich wieder herein — „ist der Kaffee noch nicht fertig?“

Rejer riß mit einem Ruck den Deckel ab, so heiß derselbe auch war, und warf die Fischblase hinein:

„Meinetwegen könnt ihr ihn schon nehmen, satzig wie er ist, — da steht er!“

Unleugbar war Rejer tüchtig eingespannt. Durch den Kanal hinab waren sie lustig Schlitten gefahren, bis sie ins spanische Gewässer kamen . . . und nun gar über das Kap da Roca hinaus! — Da war es nicht immer leicht, in der Kambuse vor der Bratpfanne zu stehen, wo für die Kajüte die Butterfaucen gebräunt und gleichzeitig auf die Erbsen mit Schweinernem, die für die Mannschaften gehörten, geachtet werden sollte!

Dann aber küstete er sich hie und da draußen aus und da war Luft genug zu kriegen . . .

Gut, war das ein Meer!

In den Hosenträgern und mit den aufgestrichten Nermeln sah er aus wie ein langer, schweißglänzender, ruhiger Schmiedegeselle . . . Und die Kritik, welche über seine Thätigkeit in der Kambuse gefällt wurde, war gleichfalls nicht schonend. Bald waren die Erbsen angebrannt, bald der Brei milbig, — wofür er ja doch nichts konnte! Dann waren wieder die Zwetschen in der süßen Suppe ganz verkocht . . . gerade heraus, er selbst hatte jede einzeln aufgeessen . . . Oder wenn er es dann besser machen wollte, war die Suppe roh — „Wasser und Brei!“ — ein wahres Pferdefutter!“

Vom ersten Tage hatte er sich vorgenommen, nichts zu antworten und daran hielt er unverbrüchlich fest. Seine Pflicht als Koch, alles bei sich in der Kambuse blank und rein zu halten und das Essen zum Herauserschöpfen und Abliefern zur bestimmten Zeit fertig zu haben, — diese Pflicht kannte und erfüllte er! Dann machte der Steward die Speisen achterwärts in die Kajüte tragen.

Dieser Steward! Dieser geschneigte Schwalbenschwanz mit dem in der Mitte geteilten geträufelten Haar, der so zierlich trippelte und den man nur den Perückenmacher nannte, — der erlaubte sich auch über ihn Witze zu machen!

In jenem Tage außerhalb dem Cap da Roca war's . . .

Rejer hatte recht gut gemerkt, daß er zu so einer Art allgemeiner Belustigung mitten im Vormittag empor beordert worden und daß die Leute unten gestanden waren und sich über sein unheimliches Wesen unterhalten hatten wie über eine Meerkatze, welche Klünste macht!

In seinen Betrachtungen darüber war er einen Moment, ehe es zum Schaffen ging, aus der Kambuse getreten und

stand in aufgetriebener Wolljacke und guckte über die Kellinge und schöpfte Atem.

Vor der Küste von Portugal war es nun auf einmal schrecklich warm geworden! Grünlichblau, häuserhoch rollte die See — das ganze atlantische Meer wälzte sich an ihrer Seite und sie gingen mit einem Ruck im Marssegel.

Indessen kam der Steward mit der Terrine, maß Rejer der ganzen Länge nach mit den Augen und sah dann wiederholt prüfend hinauf ins Takelwerk.

„Hier herunter wirst Du bald Affen in Menge sehen, die noch schöner klettern als Du, Koch!“

Rejer warf die Nase in die Luft und ging wieder in die Kabinen hinab; aber der Steward folgte ihm sogleich nach, um die Erbsen zu holen, und die Dünung ging wohl hoch und so wurde er ganz verbrüht und fuhr mit leerer Schüssel und lautem Gebrausch hinab in die Kajüte.

Das gab einen Lärm! Der Steward jammerte und klagte, Steuermann Lind trat ihm aber energisch mit den Worten entgegen, er sei ein Klodrian und das Ganze sei natürlich aus Unvorsichtigkeit geschehen. Niemand sollte ihm, dem Steuermann, einreden können, daß dieser treuherzige Junge vom Dorfe im Stande sei, jemand mit Absicht zu verbrühen!

Das Schiff hielt seinen Kurs auf Radix zu, wo es in der Neede Wasser sagte und Wein kaufte, welcher am mittelländischen Meere im Ueberfluß zu haben war.

Um die erste Nacht des Abends steuerten sie schon wieder auf die See zu, und am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, fuhren sie in einer reizenden Strömung durch die Straße von Gibraltar. Dieselbe war dicht besät mit Segeln von Feluden und maroffanischen Schebeden auswärts bis zu großen Dinienschiffen — einige wollten hinaus, andre hinab — ein Fest von Flaggen signalen und Saluten zwischen den Kriegsfahrzeugen, die sich begegneten, und sich in allen Sprachen und allen Nationalfarben begrüßten.

„Das geht hier aus und ein wie beim Halse einer Flasche!“ erklärte der Bootsmann und küpfte die Schultern.

Jedoch Rejer stand da wie in eine fremde Welt versetzt. Er sah die Zinken des spanischen Hochgebirges mit ihren Schneefeldern und den seltsam scharfen Schatten dazwischen weit ins Land hinein glühen und sich rot vom hohen blauen Himmel abheben. Es wurde ihm weich ums Herz. . . .

Wie es wohl jetzt auf Hamnäs ausschaut? — Es war die Zeit des Knospenspringens der Birkenbäume. . . . Er sah flüchtig seine Mutter in der Gangthür stehen. . . .

„Hu . . . u . . . uh!“ gähnte der Bootsmann in der Morgenluft. . . .

Stoßweise kam der Duft weißblühender Mandelbäume nahezu betäubend mit der Morgenbrise vom Lande her und das Mittelmeer lag in purpurnem Violett weit hingebreitet.

„Von hier an,“ sagte der Bootsmann und deutete auf Gibraltar, „hätten sie nur in blauer Wasserfarbe mit dem Land an Bord zu fahren, bis sie das Fanal oder den Feuerturm von Barcelona in Sicht bekämen.“

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, 23. September 1901.

## Die 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte

wurde, wie wir bereits gemeldet haben, Montagvormittag offiziell eröffnet, nachdem am Sonntag ein Empfang der Gäste stattgefunden hatte. Von den Vorträgen der allgemeinen Sitzung fiel der von Prof. Hofmeister-Strasbourg aus, weil der Vortragende durch Krankheit an der Reise gehindert war. Es sprach Prof. Lecher-Prag über „die Herzsche Entdeckung elektrischer Wellen und deren weitere Ausgestaltung“, und Prof. Brovi-Würzburg über das Problem der Befruchtung. Besonderes Interesse erregte der erste Vortrag. Professor Lecher führte ungefähr folgendes aus:

Faraday hatte in der Elektrifizierung und Magnetisierung der Körper physikalische Aenderungen im Raume vermutet und sich los gemacht von der alten Vorstellung von Fernkräften, deren Wirkung den Raum überbringt und die gleichzeitig säberall vorhanden und wahrzunehmen sind.

Maxwell bannte diese Ideen mit dem Spürsinn des Genies in einige wenige Zauberformeln, die mehr als elektromagnetische Lichttheorie den engsten Zusammenhang zwischen optischen und elektro-

magnetischen Erscheinungen darstellten. Nach Maxwell giebt es auch Ströme in nicht leitenden Körpern, sogenannte Wirbelströme, z. B. zwischen den Platten eines Kondensators; es handelt sich dabei um eine hin und her pendelnde elektrische Kraft, gleichsam um einen Verschiebungsstrom, der in seinen Wirkungen zu vergleichen ist mit einem rasch oszillierenden Wechselstrom. Derselbe muß im benachbarten Aetherraume weitere Verschiebungsströme induzieren, die sich mit der Geschwindigkeit des Lichtes fortpflanzen und auch sonst Eigenschaften zeigen, die mit denen von Lichtstrahlen vergleichbar sind. Ein solcher oszillierender Verschiebungsstrom ist also dasselbe, was Fresnel als „transversale Aetherschwingung“ ansah.

Diese theoretischen Ueberlegungen Maxwells stammen aus dem Jahre 1865. Sie fanden nur langsam Boden. Ganz unmöglich aber erschien ein experimenteller Beweis. Noch 1881 veröffentlichte Fitzgerald eine Arbeit: Ueber die Möglichkeit, wellenartige Störungen im Aether mit Hilfe elektrischer Kräfte hervorzurufen.“ Herz referierte darüber und berichtet, daß Fitzgerald Gründe beibringt, die solche Störungen unmöglich erscheinen lassen.

Als dann sechs Jahre später Herz durch rasche Ladung und Entladung Strahlen von elektrischer Kraft herstellte, mit denen er fast alle altbekannten optischen Versuche nachmachen konnte, wie Reflexion, Brechung usw., hatte er wohl ein freudiges Gefühl der Erleichterung: den genialen Träumen der elektrischen Lichttheorie entsprach reale Wirklichkeit.

Und wie einfach war die Wünschelrute, mit der Herz seine Schätze hob! Die längst bekannten elektrischen Schwingungen, die fast jede elektrische Entladung begleiten, erwiesen sich ihm auch als Ausstrahler von Maxwellschen elektrischen Wellen. Durch diese wurden in einem entfernten Drahtzuge rasch oszillierende Wechselströme induziert und ein kleines Zündchen zeigte dem scharfen Blicke des großen Forschers noch in etwa 10 Meter Entfernung von der Ursprungsstelle die Existenz der elektrischen Wellen an. Und da sagte er: „Es erscheint unmöglich, fast widersinnig, daß diese Zündchen so sichtbar sein; aber in völlig dunklem Zimmer sind sie für das geschonte Auge sichtbar.“ Mit Nahrung erfüllt uns der naive Jubel dieser Worte. Sie sind der bescheidene Auftauch eines gewaltiger Zukunft entgegenstrebenden Keimes. Auf 300 Kilometer sendet bereits Marconi, dem wohl der Ruhm gebührt, als erster die technisch wertvolle Seite der sogenannten drahtlosen Telegraphie ausgearbeitet zu haben, seine elektrischen Wellen und läßt sie in dieser Entfernung hämmern und klopfen. Vorbereitete Energie können wir so in fernen Orten beliebig auflösen. Manchem gefährdeten Schiffe auf einsamem Meere ist jetzt schon, wo die Sache noch im Beginne ihrer Entwicklung steht, durch diese Aether-Telegraphie rechtzeitig Hilfe zu teil geworden.

Das Instrumentchen, das sich durch solch staunenswerte Empfindlichkeit im Entdecken elektrischer Wellen auszeichnet, der sogenannte Coherer, besteht aus einigen lose aneinanderliegenden Metallstäben, deren Widerstand sich durch das von den elektrischen Wellen ausgelöste Funkenpiel ändert. Man könnte so die nach Centimeter und Meter zählenden Wellenlängen von Herz bis auf 4 mm verkleinern. Andererseits ist die längste Wellenlänge mit 1/200 Millimeter gemessen worden, so daß das etwa zehn Oktaven weite Gebiet der Wärmestrahlung, von dem nur eine Oktave unserm Auge sichtbar ist, noch durch einen Zwischenraum von etwa sechs Oktaven von dem Gebiete der eigentlichen elektrischen Schwingungen getrennt ist, eine Lücke, deren vollständige Ueberbrückung sehr unwahrscheinlich erscheint.

Mit diesen kleinen Wellen hat man nun alle optischen Versuche in elektrischen Analogien nachgemacht. Dieses Gebiet taufte Nighi, der es systematisch und mit größtem Erfolge bearbeitete, mit dem ungemein bezeichnenden Namen „Optik der elektrischen Oscillationen“.

Dieser Teil des Nachlasses von Herz ist wohl der berühmteste und bekannteste. Alles stimmt. Eine Niesenarbeit der verschiedensten Forscher, eine Fülle von Fleiß und Scharfsinn ermöglichte dies.

Die bis jetzt betrachteten Wellen pflanzen sich in Luft oder im leeren Raume fort, bevor sie an das brechende oder reflektierende Medium gelangen. Man spricht daher oft, zwar nicht ganz korrekt, aber bequem von Luftwellen, im Gegensatz zu den Drahtwellen. Selbstredend ist es weder die Luft noch der Draht, die schwingen, sondern die elektrischen Kräfte in diesen Substanzen.

Auch diese Drahtschwingungen sind theoretisch und praktisch Gegenstand unzähliger Arbeiten geworden und haben manch interessante Resultate geliefert.

Von allgemeinem Interesse erscheinen besonders die Ergebnisse jener Betrachtungen, die sich auf die Schwingungen in einem einfachen geraden Drahte oder in einer Kugel beziehen. Das Molekel ist ja auch etwas derartiges. Hier nimmt die Schwingung ungeheuer rasch ab, die Dämpfung ist also groß. Nicht so sehr wegen der durch die elektrischen Wechselströme erzeugten Erwärmung des Drahtes, sondern weil durch die Erzeugung der elektrischen Wellen sehr viel Energie verbraucht wird. Je größer die Dämpfung, desto besser ist der Erreger. Bei einmaliger Erregung hört schon nach ein paar Schwingungen die Strahlung auf. Die Energie-Ablage bei einer einmaligen Erregung, die leider nur einige Millionstel Sekunden andauert, entspricht einer gleich kurzen Arbeitsleistung von etwa 50 Pferdekraften. Dann haben wir aber eine lange, lange arbeitslose Pause, bis ein neuerlicher Funke neuerliche Schwingung und neuerliche Strahlung erregt. Diese

Pause zu verkürzen wird um so schwerer, je rascher die elektrische Schwingung vor sich geht. Für längere Wellen ist dies Testa in seinen Aufsehen erregenden Versuchen noch halbwegs gelungen; für die eigentlichen Hertz'schen Schwingungen aber steckt hier unsre Rechnung noch in den Kinderschuhen im Hinblick auf jene glänzende Lösung des Problems, das uns die Natur in den glühenden Körpern zeigt. Hier wird der Strahlungsverlust durch fortwährende Energie-nachfuhr unendlich rasch gedeckt, so daß z. B. ein Quadratmeter der Sonnenoberfläche pro Sekunde eine Arbeit von 45000 Pferdekraften ausstrahlt.

Bisher wurden Erscheinungen und Entdeckungen besprochen, die in ihrer Entwicklung den erwarteten Weg nahmen. Manche Schwierigkeit mußte überwunden werden, manch freudige Ueberraschung lohnte die Mühe, aber man kann hier von wesentlichen Komplikationen kaum sprechen. Es ist alles in allem eine glänzende Befestigung der elektro-magnetischen Lichttheorie.

Wir hatten es bisher hauptsächlich nur mit Wellen in Luft, Aether oder längs Drähten zu thun und verhältnismäßig sicher erwies sich uns der Weg gleich dem Schiffer auf hoher See, so lange er die wogende Brandung an starren Felsen scheut. Die weite Entfernung von Klippen und Rissen glättet den Wellengischt und glatt scheinen von draußen die Klüften. Der Entdecker aber muß landen, er muß hinein, hindurch durch den Kampf von Meer und Land.

So finden auch wir härtere Arbeit, wenn wir aus dem glatten Aetherraume vordringen zwischen die zerklüftete, in Moleküle und Atome gespaltete Materie.

Eine sichere Thatfache, jedoch steht hier einem wegwiesenden Leuchtturme gleich an den Grenzlinien unsrer heutigen Betrachtungen, die schönen Versuche von Zeeman über den Einfluß magnetischer Kräfte auf die Spektrallinien leuchtender Gase, wohl unter den Entdeckungen nach Hertz eine der bedeutendsten.

Dehnen wir nämlich unsre elektrischen Analogien auf Erscheinungen aus, in denen besondere Eigenschaften der Molekel durch die optischen Wellen aufgedeckt worden waren, zum Beispiel auf die Farbenzerstreuung, so finden wir manche derzeit noch ungelöste Schwierigkeit.

Schon die eigentliche Optik hatte hier kein leichtes Spiel, doch gelang es immerhin noch, die Fülle der Fälle in eine einheitliche Formel zu zwingen.

Und nun kommt Hertz als Störenfried und erweitert die altbekannten Aetherschwingungen, die wir besonders mit dem Coherer unsres Organismus, unserm Auge, studiert hatten, ins Unendliche. Solche Störungen werden aber jederzeit der Wissenschaft zum Segen. Gatten schon die alten optischen Wellen ein glänzendes Mittel zum Erkennen mancher molekularer Eigenschaft der Körper gegeben, so dürfen wir nun wohl auch voll Hoffnungen die neuen, wenn auch infolge ihrer Größe etwas ungeläufigeren Schwestern in den Dienst der physikalisch-chemischen Forschung stellen.

Dieser Teil des Gebietes Hertz'scher Wellen ist derzeit noch im Werden. Es handelt sich da um jene merkwürdigen Erscheinungen, daß ein Körper, der für gewöhnliche, elektrische Ströme als Isolator gilt, z. B. Alkohol, solch rasch oszillierende Hertz'sche Schwingungen absorbiert; man nennt das anomale Absorption. Dabei tritt auch immer anomale Dispersion auf: während in den meisten Fällen bei kleineren Wellenlängen die Brechung größer wird, finden wir hier bei den langen Hertz'schen Wellen oft ganz kolossale Brechungen.

Die Versuche auf diesem Gebiete sind ganz besonders schwierig und es liegen derzeit nicht einmal alleseitig übereinstimmende Resultate vor. Aber auch richtige und einheitliche Versuchsergebnisse vorausgesetzt, wird die theoretische Deutung immer ziemlich verwickelt sein. Leichtler war es, so lange man nur mit dem Aether, einem einheitlichen Raumkontinuum, arbeiten durfte. Sowie man aber in das Wechselgebiet von Aether und Materie eindringt, treten die Inhomogenitäten der Materie ins Spiel, Molekel und Atome, Dinge, die ob ihrer Kleinheit sich der direkten Sinneswahrnehmung entziehen.

Hier sind wir im Reiche der Phantasien, der Hypothesen, und diese erlauben unserem Geiste, die Verteilung der Materie nach Bedürfnis beliebig weit zu treiben. Man hat so das Atom, das Unterteilbare durch passende Versuchsdeutungen noch weiter geteilt und diesen Teilen a priori elektrische Ladungen verliehen; auf Umwegen versuchte man sogar die Größe und Ladungen dieser Atomplitter zu bestimmen. Diese neueste, noch im Werden begriffene Entwicklung physikalischen Denkens geht über die viel einfacheren, von Hertz behandelten Probleme hinaus. Die Zahl der Wechselbeziehungen zwischen Licht, Electricität und Materie ist groß, wahrscheinlich viel größer als sie unsrem derzeitigen Wissen entspricht. Diese alle einheitlich zu umspannen, ist das wohl nie zu erreichende Schlusziel der Physik.

Wie der Kleinkrämer einstiger Tage im engen Kreise seines Städtchens oder Ländchens noch Verdienst suchen und finden konnte, indes die großen Kaufleute von heute die Konjunktur der ganzen Welt ausnützen müssen, so wird auch nur der Naturforscher in Zukunft großes leisten, der, ausgestattet mit dem modernsten Raffinement der einschlägigen Hilfswissenschaften, trotz pedantischer Engherzigkeit im Kleinen den Wagenhut und die Fähigkeit aufbringt, die ganze Welt seiner Disciplin einheitlich zu denken. In diesem Sinne leistete Hertz wirklich Großes. Denn die nur in theoretischen Träumen erahnte Verbindung zweier riesenkontinente

unsrer Wissenschaft, der Optik und Electricität, endgültig hergestellt zu haben, ist sein unsterbliches Verdienst. —

Bt.

## Kleines Revueletton.

er. In der Elektrischen. Am Moritzplatz stieg ein junges Mädchen ein, mit raschen Schritten ging sie durch den ziemlich dicht besetzten Wagen nach der äußersten Ecke, da setzte sie sich und preßte das Taschentuch vor das Gesicht.

„Bitte ums Fahrgeld,“ sagte der Schaffner. Sie hörte nicht darauf. Erst als er die Forderung noch einmal wiederholte, griff sie in ihr Paletotfäschchen und reichte ihm den Nickel hin. Rein mechanisch that sie es, und kaum daß er fort war, nahm sie von neuem das Taschentuch vor die Augen. Ihr ganzer Körper zitterte in verhaltenem Schluchzen. Schwer fiel ihr Kopf an die Wand des Wagens; so sah sie da, ein Bild des Jammers, völlig in sich zusammengebrochen.

Die Umstehenden wurden aufmerksam, man stieß sich an und redete die Hälse, ein Flüstern ging durch den Wagen: „Was hat denn die?“

„Sie weint ja so!“

„Ja wahrhaftig, sie weint!“

„Ich glaube, sie ist krank,“ sagte eine alte Frau, „ihre Nerven brennen, als hätte sie Fieber.“

„Jawohl, sehen Sie doch mal, ihr Arm zittert ordentlich; am Ende bekommt sie Krämpfe.“

„Na, das wäre ja“ — die elegante Dame neben dem Mädchen rümpfte die Nase und rüddte ein Ende ab — „daß der Schaffner das überhaupt duldet, solche Kranke gehören doch nicht in die Straßenbahn!“

„Ja, is auch wahr! Wenn sie nu 'ne ansteckende Krankheit hat? Dann schleppt man die mit nach Hause!“

„Aber nein, sie ist ja gar nicht krank,“ sagte die elegante Dame.

„Sehen Sie doch, sie weint ja bloß!“

„Na natürlich, sie weint bloß. Wer weiß, was ihr fehlt!“

„Fräulein, was is Ihnen denn?“ Die alte Frau legte ihre Hände auf die Knie der Weinenden. Das Mädchen rührte sich nicht. Sie sank noch mehr in sich zusammen.

„In der Elektrischen zu weinen!“ entrüstete sich eine scharfe Stimme, „das schickt sich überhaupt nicht.“

„Aber, Kinder, laßt sie doch weinen!“ rief ein anderer dazwischen.

„Wen hört sie denn damit?“

„Sie sieht recht ärmlich aus,“ sagte die Elegante; sie hatte ihre Nachbarin vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Sie sagte es im Flüsterton, man hörte es aber doch durch den ganzen Wagen. Das weinende Mädchen zuckte zusammen. Die Frauen vorn streckten die Hälse noch weiter vor: „Ja, sie sieht wirklich ärmlich aus!“

„Wer weiß, was sie für Kummer hat!“

„Was ist denn los?“ fragte der große Herr, der eben vom Perron herein kam.

Mehrere Stimmen antworteten zu gleicher Zeit: „Ach, da sitzt ein junges Mädchen hinten, die weint so.“

„So, weint sie? Dann weint sie um ihren Schatz, wenn die kleinen Mädchen weinen, weinen sie immer um ihren Schatz.“

Der ganze Wagen lachte: „Ja, so wird es auch sein!“

„Ne unglückliche Liebe wird sie haben, das is's Ganze. Fräulein, haben Sie ne unglückliche Liebe?“

„Er hat Ihnen wohl abgeschrieben, Fräulein? Lassen Sie ihn laufen, Fräulein.“ Die Elegante packte die Weinende auf die Schulter: „Rein wirklich, Sie können es mir glauben, kommt der nicht wieder, kommt ein anderer; die Männer sind keine Thräne wert.“

„Sehr richtig!“ rief eine Frauenstimme.

„Ja die Männer sind nichts, wie Knysfäde!“

„Oho! Und was sind die Weiber?“ Der große Herr, der von dem Schatz angefangen hatte, sah sich herausfordernd um.

„Erstens Damen und zweitens allemal Engel!“

„Na ja, wer's weiß, laun's wissen!“

Man amüsierte sich königlich. Die dicke Frau in der Ecke fing an zu erzählen: „Jott in unserm Hause war auch mal Eine, die wollte sich's Leben nehmen, weil ihr Schatz ihr untreu wurde, er war nämlich Kaufmann und nahm sich 'ne Reiche, und dem schabte sie Streichhölzer in Milch. Is das nich zum Totlachen? Wo Streichhölzer doch gar nich mehr giftig sind und obenin in Milch! Se is auch gar nich gestorben, sie bekam bloß Bauchweisen und hat sich 'n Lehrer geheiratet, und heute hat se schon vier Kinder.“

„Na, sehen Sie, Fräulein, da hören Sie's, vier Kinder,“ sagte der große Herr.

„Sie finden auch noch 'n netten Mann,“ tröstete die Elegante.

„Ach natürlich, immer Kopf hoch! Wenn so 'n nettes junges Mädchen weint, is gleich einer da zum Trösten!“

„Zehne an jedem Finger, wenn man nur will!“ Die junge Dame mit dem englischen Strohhut, die in der Mitte saß, schnippte in die Luft und stieß ihre Freundin an. Sie richteten beide und warfen dem großen Herrn verstoßene Blicke zu.

Die alte Frau klopfte das weinende Mädchen auf die Schulter: „Lassen Sie man gut sein, Fräuleinchen! Es wird sich schon alles mal wieder finden.“ Das Mädchen antwortete nicht, aber sie nickte leise. „Frankfurterstraße!“ rief der Schaffner herein. Das Publikum

stand auf, um auszustiegen. Auch das Mädchen in der Ecke erhob sich. Wie im Traum schwanke sie hinter den andern her und tupfte mit dem Tuch die Thränen vom Gesicht. Der große Herr nickte ihr zu, als sie an ihm vorüberging. Mit einem verschmitzten Lächeln sah er ihr unter den Hut: „Na Fräulein, sehen Sie, das ist recht, trocknen Sie nur die Thränen ab, heute weinen Sie um Ihren Liebsten, in acht Tagen haben Sie 'n andern!“ Er suchte ihre Hand zu ergreifen, als wollte er sie tröstend drücken. Sie stieß ihn jedoch zurück, und ihre Stimme zitterte vor Zorn: „Aber lassen Sie mich doch endlich in Ruhe; ich wollte mir einen Zahn ziehen lassen, hatte aber keine Traute.“ —

— Eine Ausstellung für Volkskunst und Heimatkunde ist gegenwärtig in Kaufbeuren zu sehen. In der „Fest. Hg.“ lesen wir darüber: Aus dem Allgäuer Bezirk, zunächst aus dem Bezirksamt Kaufbeuren, ist zusammengetragen, was sich in den Bauernhöfen, in Bürger- und Patrizierhäusern aus den letzten zwei Jahrhunderten an volkstümlicher Kunst finden ließ. Reizende Sachen, vom mächtigen, buntbemalten, reichgefüllten Schrank bis zum kleinsten täglichen Gebrauchsgegenstand, das Studierzimmer eines Prälaten mit kostbaren Druckwerken aus der allerersten Zeit der Buchdruckerkunst, ein Zimmer mit Patriziermöbeln, Bauernwohnzimmer, Bauernküche, Bauernschlafzimmer, Gewandkammern mit allen Kleinigkeiten bäuerlicher Toiletten, Bettladen, Wiegen, Spinnräder, Haspeln, Broden, Roden, Schmud- und Biergegenstände, geschnitzte Figuren, Malereien, Bildbrude etc.

Was die Ausstellung besonders interessant macht, ist der Umstand, daß die Einrichtungen zum Beispiel eines Bauernzimmers vom Größten bis zum Kleinsten alles in erschöpfender Vollständigkeit und mit sichtlichem Verständnis für die praktische Anwendung zusammengetragen und aufgestellt sind, vom prächtigen Kachelofen bis zum geweihten, aus Johanniswein und Salz gekneteten Salzstein, der im Allgäu über dem zimmernen Weihwasser-Näpfchen neben der Thür hing, und von dem der Bauer vor dem Schlafengehen einige Körnchen abschabte und in den Mund nahm. Man sieht hundertlei Kleinkram des Gebrauchs und das alles ist so geordnet, daß es spricht. In einem andern Raume stehen 10—12 Wiegen aus Holz, eine wie die andre einfach geschnitten, aber der koloristische Schmuck an jeder ist ein anderer: Bunte Blumen und Zierrate, eine Darstellung der Ortschaft oder des Hofes des Bauern, Darstellungen aus dem Leben etc. sind an den Seiten aufgemalt. An der Kopfseite einer Wiege sind Pentagramme eingegraben. Eine Sammlung von etwa 40 im Arm zu haltende Spinnröden dürfte, wie vieles andre, auch Kennern neu sein. Die Roden wurden in der guten alten Zeit von den Allgäuer Bauernbürgern geschnitten, um sie der Liebsten zu verehren. Es sind zum Teil einfache Kernschmittarbeiten, allerdings von meist respektabler Accurateffe, zum Teil hübsche Schnitzereien, alles polychrom gehalten. Es ist Leben und Geschick in diesen Arbeiten. Wie müchtern sehen sich dagegen die dazwischen gestellten gedrechselten Rodenstäbe an. Auf mancherlei Gegenständen, namentlich auf Schachteln und Kästchen, findet man die Handzeichen des ehemaligen bäuerlichen Besitzers, aus einigen wenigen verschiedenartig gruppierten Linien. Sie standen über dem Hauseingang, sie galten zu Unterschrift und Siegel. Des Schreibens war der Bauer ja nicht kundig. Aber das Zeichen war von dem Selbstbewußtsein des Eigners und von der Treue und dem Glauben der Zeit geschöpft.

Neht Interessantes enthält das Bauernschlafzimmer. Da ist u. a. eine manns hohe, geschnittene und bemalte Wandverkleidung aus Holz. Ein wertvolles Stück ist die Zimmerdecke, die in einem Bauernhaus gefunden wurde. Sie ist durch vergoldete Stäbe in gleichmäßige Felder geteilt, in denen in Lebensgröße die Brustbilder der Apostel, Christus, Maria und zwei Blumenstücke auf Holz gemalt sind. Der Bauer wollte die Decke aus seinem Zimmer weg haben; weiße Lünche war ihm lieber. Es charakterisiert das den Bauer von heute und den Bauer von früher. Es ist ja mit allen Gegenständen des bäuerlichen Hausgebrauchs so. Früher der bunte, arabischenreiche, bildgeschmückte Schrank mit individuellem Gepräge, heute der braun angestrichene, aus kaum genügend gesägten Brettern zusammenge nagelte Kasten. Die Form- und Farbenfreudigkeit ist dem Bauer verloren gegangen, der Sinn für das zier- und schmuckmäßig Ausgestattete. Die ausgestellten Maßstäbe der Zimmerleute, die Ellenstäbe des Bauern zeigen reichgeschmückte Ornamente, Tiere, bäuerliche Embleme, eingegrabene Sinnprüche. Und es waren keine bloßen Zierstäbe, sie zeigen deutlich die Merkmale des Gebrauchs. Heute hat die Bäuerin ein ausgefertigtes Meßmaßbändchen zu 10 Pf., dem meist schon ein Stück fehlt.

Aus der Ausstellung soll sich ein Museum für Volkskunst und Heimatkunde im Allgäu entwickeln. —

**Theater.**

Schauspielhaus: „Das Leben ein Traum“. — Das Schauspielhaus beginnt den Winter in schöner hoffnungsvoller Weise. Nachdem es Grillparzers Lustspiel „Weß dem, der lügt“ gebracht hat, hat es uns soeben durch Calderons bedeutungsvolle Dichtung ein Fest bereitet; ein Fest, reich an poetischem Glanz und an weißewollen Momenten tiefer Selbstbestimmung. Es kann gar nicht oft genug gesagt werden, daß das Schauspielhaus litterarisch eine der allerersten Bühnen Berlins, ja Deutschlands sein

kann, wenn es nur will. In vielen Jahren hat es keine Situation gegeben, die für das Schauspielhaus so günstig gewesen wäre, wie gerade die jetzige. Eben jetzt geht die jungdeutsche realistische Kleinkunst in ziemlich trübfeliger Weise zu Ende. Eben jetzt flieht die Jugend zu dem Glanz der großen Meister zurück, um all das Elend der Kleinlichkeit zu vergessen. Eben diese Meister aber sind es, die das Schauspielhaus zu Worte kommen lassen kann, ohne seine Existenzbedingungen als Hofbühne zu verletzen. Es braucht nur diese seine naturgemäße Mission zu erfüllen, und es wird bald die Jugend in seinen Räumen sehen und auch für das gegenwärtige moderne Kunstleben eine ausschlaggebende Bedeutung besitzen. Hoffentlich besitzt es künstlerischen Ernst und künstlerischen Stolz genug, um die so günstige Situation auf die Dauer nicht ungenutzt zu lassen. Hoffentlich vollendet es den Winter in dem Geiste, in dem es ihn begonnen hat.

Zum besseren Verständnis sei sichtlich an die Fabel der Dichtung erinnert. Bei der Geburt des jungen Polenprinzen Sigismund stehen am Himmel allerlei Zeichen, die auf Blut und Verheerung deuten. Der Vater läßt darum den eigenen Sohn in einen Turm werfen und dort gefangen halten, in der Hoffnung, so das Unheil abzuwenden. Wenn das Weisheit sein soll, verliert sie sich jedenfalls so sehr ins Extrem, daß sie von Barbarei nur noch schwer zu unterscheiden ist. Glücklicherweise kommt der fast unmenslichen Fabel keine ausschlaggebende Bedeutung zu; sie ist nur dazu da, die tiefen Gedanken der Dichtung zu erläutern, und so erträgt sie schließlich unser Gefühl. Der gefangene Sigismund wird auf die Probe gestellt. Man bringt ihn, wie er in festem Schlaf liegt, in all den Glanz des Königsschlusses hinein, um zu sehen, wie er sich benehmen wird. Er wird wild, maßlos, grausam und so wird er, wiederum schlafend, in den Turm zurückgebracht, wo er zu seinem früheren Elend erwacht. Eine Zeit der tiefen Selbstbestimmung folgt. Er glaubt, geträumt zu haben und als das Volk ihn wiederum an die Spitze stellt, erkennt er, daß das Leben wirklich ein Traum ist, in einem viel tieferen Sinn als dem buchstäblichen; ein Traum, von dem uns nichts bleibt als die Erinnerung an unsre Thaten. Und so beschließt er, gut und groß zu handeln.

Matkowsky war als Sigismund über jedes Lob erhaben. Am meisten ergriß er wohl in dem Monolog, in dem Sigismunds tiefe Selbstbestimmung ihre stille Feier hält. Ich habe selten gesehen, daß ein Schauspieler so ganz und rastlos die poetische Stimmung zu weißewollen Ausdruck brachte, wie es hier geschah. Noch dazu eine Stimmung, so keusch und fein, daß der geringste laute Ton sie zerrissen hätte. Matkowsky war ganz visionärer Traumer, dem eine ungeahnte, tiefe neue Wahrheit aufgeht. Sein schauer, halb verbümmertes Flüsterton füllte das ganze große Haus mit Weihe und Andacht und in atemloser Stille sah das Publikum da. Brauche ich erst zu sagen, daß er auch in den Momenten groß war, in denen seine wilde leidenschaftliche Kraft wie eine prachtwolle Flamme emporstie? Nehmt alles nur in allem: es war die Leistung eines Meisters. — E. S.

**Humoristisches.**

— Erweckte Sehnsucht. Bauer (beim Anblick eines Luftballons): „Herrschaft, dös wenn a Knüddl wär!“ —

— Begreiflich. Förster: „Brechen wir auf, Fräulein; der Himmel undüstert sich!“

Dame: „Kein Wunder, wenn Sie alles Blaue herunterlügen!“ —

— Fatale Höflichkeit. Vater (der mit einem Besuch und seinen beiden kleinen Töchtern spazieren geht, leise zu den letzteren): „Daß ihr mir aber nicht vor jedem Gerichtsvollzieher, der uns begegnet, einen Knig macht!“ —

(Meggend. hum. Bl.)

**Notizen.**

— Rosa Bertens wird künftig in den Aufführungen von „Schall und Rauch“ mitwirken. —

— Oskar Blumenthals Lustspiel: „Fee Caprica“, das für den 5. Oktober angelegt ist, und Hugo Lublinsers Schauspiel: „Der schuldige Teil“, werden die nächsten Novitäten des Leising-Theaters sein. —

— In den „6 großen japanischen Abonnements-Konzerten“ des Berliner Tonkünstler-Orchesters kommen u. a. zur Aufführung: Sinfonie Nr. 4 von O. Mahler (3. 1. Male), „Impression d'Italie“ von G. Charpentier, Sinfonie Nr. 3 D-moll von Anton Bruckner, Liebeszene a. d. Op. Feuersnot von Richard Strauß (3. 1. Male) und „Le forêt enchanté“ von Vincent d'Indy. —

— Kapellmeister Bruno Walter ist für die Wiener Hofoper engagiert worden. —

c. Eine neue, bisher noch auf keiner Karte verzeichnete Insel ist im japanischen Meere entdeckt worden. Die Insel liegt zwischen der M-long-do-Insel, in der Höhe von Korea und dem Ok-krabipel, in der Höhe der Küsten des San-in-do. Die Entfernung beträgt nach beiden Seiten 30 englische Meilen. Die Insel soll umgeföhrt zwei englische Meilen lang und ebenso breit sein. —